

Innovation und Iteration

Queere Maschinen und das Spannungsverhältnis zwischen Manifest und Manifestor*in

Carsten Junker

»They started calling us computers.«
Janelle Monáe, *Dirty Computer* (2018: 00:05-00:06)

1. Eine Rhetorik der Versprechungen

In den letzten Jahren haben Manifeste Konjunktur. Offenbar können Autor*innen in diesem Genre besonders effektiv ihr gesellschaftspolitisches und kulturkritisches Engagement auf die Agenda setzen, drängende Themen eindringlich ansprechen und sich sichtbar in den gegenwärtigen Diskurslandschaften polarisierender Krisen verorten. Die jüngst publizierten Manifeste decken ein thematisch breites Spektrum ab, das von Fragen der Anerkennung von Rechten marginalisierte Gruppen bis hin zu Fragen der Umverteilung materieller Ressourcen reicht (vgl. Fraser 2019: 8, 30). Als Form des aktivistischen Schreibens nehmen Manifeste einen wichtigen Platz in Kämpfen für Gerechtigkeit ein, insbesondere für eine geschlechtergerechtere Zukunft.¹ Einige der jüngst publizierten feministischen und queeren Manifeste befassen sich zudem mit Technologie und künstlicher Intelligenz (KI). So etwa das *cybertwee manifesto* von Hileman et al. (online 2014), das *Manifesto for the Gynecene – Sketch of a New Geological Era* von Alexandra Pirici und Raluca Voineas (online 2015), Laboria Cuboniks' *Xenofeminist Manifesto: A Politics of Alienation* (mehrsprachig online 2015 und als Buch eng. 2018) sowie Legacy Russells *Glitch Feminism: A Manifesto* (online 2012, als Buch eng. 2020; dt. 2021). Die Liste ließe sich fortsetzen. Doch schon diese Titel verweisen auf eine Reihe von diskursiven Interventionen – Manifestationen –, die sich auf frühere feministische Manifeste zurückführen lassen. Ein zentraler Bezugspunkt dabei ist Donna Haraways *A Manifesto for Cyborgs* von 1985. Die Bedeutung dieses Vorläufermanifests kann nicht hoch genug eingeschätzt werden.

1 Zum Manifest als Genre feministischer Intervention vgl. jüngst auch Paul 2022.

Laut Geschlechterforscherin Breanne Fahs hat Haraways Text das Feld der Gender-Studies entscheidend geprägt, weil er Mensch und Technologie als politisch miteinander verflochten begreift (vgl. Fahs 2020: 391). Ein kürzlich von Fahs herausgegebener Sammelband, der den aufrüttelnden Titel *Burn it Down! Feminist Manifestos for the Revolution* trägt, enthält eine Rubrik mit *Hacker/Cyborg-Manifesten*, die mit einem Auszug aus Haraways Manifest beginnt. Fahs sieht Haraways Text am Anfang einer Entwicklung, in der sich Feminismus und Technologie verbinden (vgl. ebd.). Bekanntlich haben gerade cyberfeministische und angrenzende Positionen der feministischen Technowissenschaften und des kritischen Posthumanismus gefordert, eine angenommene Unterscheidung zwischen Natur und Kultur/Technik zu überwinden. In den revolutionären Gesten des Manifest-Schreibens hat die Verknüpfung von Geschlecht und Technologie zu einer diskursiven Entnaturalisierung vermeintlich natürlicher Ordnungen beigetragen. Die eingangs genannten Manifeste bringen die Forderung nach einer fundamentalen Disruption durch Entnaturalisierung zwar auf unterschiedliche Weise zum Ausdruck, teilen aber diese Agenda.

Was in Diskussionen zum Verhältnis von Gender und Technologie allerdings mehr Beachtung benötigt, ist ein Blick auf die Formalisierungsweisen solcher Interventionen. Gerade für queere und feministische Projekte scheint das Manifest ein geeignetes, wenn nicht gar das geeignete Genre zu sein, um revolutionären Forderungen nach grundlegendem Wandel Ausdruck zu verleihen. Nicht ohne Grund finden sich in Fahs Anthologie wiederholt Begriffe einer politisch engagierten feministischen Rhetorik wie etwa ›Revolution‹ und ›Widerstand‹, die auf Forderungen grundlegender Umbrüche verweisen.

Diese Passgenauigkeit von Form und Forderungen liegt in der Geschichte des Genres begründet. Jedes Manifest, das in den letzten anderthalb Jahrhunderten geschrieben wurde, geht zwangsläufig, ob intendiert oder nicht, auch auf das *Manifest der Kommunistischen Partei* (1848) von Karl Marx und Friedrich Engels zurück, das als ›Ur-Manifest der Moderne‹ (Danchev 2011: 1; Übersetzung d. Vf.) gilt. In jedem seitdem veröffentlichten Manifest schwingt das Vermächtnis dieses Vorgängertexts mit. Dessen Aufruf zum revolutionären Umsturz eines Status quo hat das Genre maßgeblich geprägt. Wenn einem Text also das Etikett ›Manifest‹ angeheftet wird, lässt er sich auch auf das Manifest von 1848 zurückführen, das bekanntlich dazu aufruft, radikale Maßnahmen zu ergreifen: »Die Kommunisten [...] erklären es offen, daß ihre Zwecke nur erreicht werden können durch den gewaltsamen Umsturz aller bisherigen Gesellschaftsordnung. Mögen die herrschenden Klassen vor einer Kommunistischen Revolution zittern« (Marx/Engels 1848: 23). Das *Kommunistische Manifest* ist Appell; es schöpft sein revolutionäres Potenzial aus, indem es nicht bloß präskriptiv (Welt-zu-Wort), sondern auch deskriptiv (Wort-zu-Welt) handelt und Passagen einer kritischen Analyse dessen liefert, was seine Autoren als Status quo bezeichnen. Daraus ergibt sich die umwälzende rhetorische Kraft des *Kommunisti-*

schen Manifests, die jedes Manifest, das in seine Fußstapfen tritt, mit dem Versprechen versieht, unerwünschte, potenziell gewalttätige Machtstrukturen hinwegzufegen. Janet Lyon, eine namhafte Theoretikerin des Genres, hat hierzu angemerkt, dass ein Manifest zu schreiben bedeute, an einer Geschichte teilzuhaben, die dem Kampf gegen unterdrückerische Kräfte verpflichtet sei (vgl. Lyon 1999: 10). Sara Ahmed (vgl. 2017: 252f.) hat darauf hingewiesen, dass hegemoniekritische Manifeste, die strukturelle Gewaltverhältnisse aufdecken und anprangern, bisweilen selbst auf eine gewalttätige Rhetorik zurückgreifen müssen.

Haraway bedient sich mit ihrer Vorstellung eines utopischen Traums von der Hoffnung auf eine monströse, geschlechterlose Welt (vgl. Haraway 1985: 100) allerdings einer entschieden weniger kriegesischen Rhetorik als derjenigen, die Marx und Engels zur Formulierung ihrer Forderungen nutzten. Nichtsdestotrotz wurden Verbindungslinien zwischen beiden Manifesten gezogen, denn sie teilen den Blick in eine noch fiktive Zukunft (vgl. Weeks 2013: 217). Zu den entscheidenden Errungenschaften von Haraways Manifest gehört die Eröffnung neuer Perspektiven darauf, wie Technologie der Befreiung aus sozialen Zwängen dienen könnte. Die neueren feministischen und queeren Manifeste folgen der Spur, die Haraways bahnbrechender Text gelegt hat, indem sie selbst technologische Potenziale und Versprechen für die Zukunft identifizieren.

Die Manifeste, die im Folgenden näher betrachtet werden, zeigen genau diese Möglichkeiten auf, indem sie technologische Innovationen mit einem Status quo kontrastieren, den sie für verheerend halten. Ihre Autor*innen, die ich hier als Manifestor*innen bezeichne, nutzen dabei eine Rhetorik der Versprechung, die in technologischen Möglichkeiten gesehen werden. Das Versprechen nämlich, herrschende Machtverhältnisse in Frage zu stellen und zu überwinden. Mein Interesse gilt dabei einem Widerspruch, der im Gebrauch des Manifests selbst zu beobachten ist: Während Manifestor*innen die Form nutzen, um Neues zu postulieren und zu Umbrüchen aufzurufen – und damit das Genre formal und inhaltlich jeweils aktualisieren –, wird das kritische Potenzial des Manifests selbst durch seine häufige Verwendung in einer in jüngster Zeit deutlich zu beobachtenden Konjunktur des Genres unterminiert. Kurz gesagt: Die wiederholte Mobilisierung des Manifests untergräbt seine Wirkung. Seine offensichtliche Kommerzialisierung auf einem Buchmarkt, der das Genre kommodifiziert, konterkariert die explosive Kraft der einzelnen Manifeste. Die wiederholte Verwendung der Form unterläuft die queeren und feministischen Versprechungen, die ihre Autor*innen durch das Genre formalisieren.²

2 Mit ihrer widersprüchlichen Dynamik von Innovation und Iteration sind Manifeste auch ein Untersuchungsgegenstand der Contradiction-Studies (vgl. Junker/Warnke 2016; Lossau/Schmidt-Brücken/Warnke 2019).

1.1. Innovative Formen und Inhalte

cybertwee manifesto

Das formal spielerische *cybertwee manifesto* bietet einen kreativen Umgang mit dem Manifest als Form. Das Manifest wurde vom Kunstkollektiv *cybertwee* verfasst, das 2014 von Gabriella Hileman, Violet Forest und May Waver mitbegründet wurde. Es ist in Fahs' Sammelband feministischer Manifeste enthalten, kann aber auch auf der animierten Webseite *cybertwee.net* eingesehen werden, deren Hintergrund zwischen apricot bis pink wechselt. Das Manifest wird auf der Website in drei verschiedenen Formen präsentiert: (a) als GIF, das ein weißes Blatt Papier mit zwanzig Zeilen rosafarbenem, mit einer Schreibmaschine getippten Text vor einem Hintergrund aus Silberfolie zeigt, dazu blinken kleine verstreute Herzen in wechselnden Farben auf, (b) als Text in violetter Schrift, der von drei Herzsymbolen eingerahmt wird, und (c) als eingebettetes Video, welches das *cybertwee*-Kollektiv sitzend und liegend beim Vorlesen des Texts zeigt. Das Szenario – »puppy pile« – erinnert an eine Übernachtungsparty für Jugendliche. Im Verschmelzen analoger und digitaler Kommunikationstechnologien wird eine Teenager-Welt voller Poesiebuch-Zuneigungen heraufbeschworen. Die Farbkodierung der multimodalen Präsentation entspricht dem Inhalt des Manifests: Sein Lob des »Süßen und Zarten«, des »Romantischen«, »Weiblichen« und »Niedlichen« sowie der Stärke der »Sentimentalität, Empathie und Nachgiebigkeit« wird mit einem implizit männlichen »Mangel an Emotion« und »der Fähigkeit, mechanisch und effizient zu sein«, kontrastiert (Hileman/Forest/Waver 2014: 397; Übersetzung d. Vf.). Das Manifest preist »Singularität« und identifiziert seine Manifestor*innen als »Solipsist*innen«, die eine Welt der Herzen, Blumen, Bienen und Schmetterlinge bewohnen – ein Land, das mit nahrhaftem Nektar und Süßigkeiten gesättigt ist (ebd.). Genau hier tritt auch die digitale Technologie auf den Plan: Süßigkeiten und Nektar werden zu metaphorischen Vehikeln für Emojis und Selfies, zu Zeichen und Instrumenten sozialer Medientechnologien, die Subjekte in einen riesigen virtuellen Raum hinein ausdehnen, von wo aus sie wieder in ihr Selbst zurückfließen. Der »Körper als die ursprüngliche Prothese, um in diesem Universum zu agieren«, könne mit den Möglichkeiten der digitalen Kommunikation »Grenzen der Körperlichkeit« überwinden – und damit auch Dichotomien von Körper und Geist, Natur und Kultur sowie Mensch und Maschine (ebd.). Diese spielerische und liebevolle Agenda bejaht eine digitalisierte Welt und will jeglichen Technopessimismus mit Niedlichkeit besiegen – eine Agenda, die letztlich eine Nivellierung Gender-codierter und rassifizierter Machthierarchien impliziert und faktisch ein universalisierbares Subjekt installiert, das nicht zuletzt auch im Cyberfeminismus normativ als cis-geschlechtlich, heterosexuell, körperlich leistungsfähig und weiß konzipiert wurde.

Manifesto for the Gynecene – Sketch of a New Geological Era

Das *Manifesto for the Gynecene – Sketch of a New Geological Era* der in Rumänien geborenen Künstlerin Alexandra Pirici und der Kuratorin Raluca Voinea gibt »dem Weiblichen« (2015; Übersetzung d. Vf.) sowie der Technologie eine andere Bedeutung als das cybertwee-Kollektiv: Das Manifest von Pirici und Voinea, das ebenfalls im Internet zu finden ist (und in Kunstausstellungen gezeigt und in verschiedenen Magazinen und Anthologien veröffentlicht wurde), klingt wie eine ökokritische Intervention, greift thematisch aber viel weiter aus. Unter Verwendung des Neologismus »Gynäzän« als Gegenkonzept zum Anthropozän und seinem »brutalen Anthropozentrismus« glauben die Autor*innen, »dass das Gynäzän das Tor zu einem wahren pluralistischen und erweiterten Humanismus sein kann, der mit maschinellen Wünschen vereinbar ist« (Pirici/Voinea 2015; Übersetzung d. Vf.). Wenn die Autor*innen für Werte wie »Güte«, »Fürsorge« und »emanzipatorische Erkundung« plädieren, die sie zwar für weiblich codiert halten, entwerfen sie aber über eine Welt jenseits Gender-codierter Beschränkungen hinaus auch eine Zukunftsvision, die Trennungen zwischen Erde, Tier, Mensch und Maschine überwinden möchte: »Das Weibliche ist die erste Etappe auf dem Weg zu einem transgressiven Humanismus« (Pirici/Voinea 2015; Übersetzung d. Vf.). In diesem Szenario einer neuen Ära bleiben die techno-feministischen Dimensionen der Vision von einer auf Gleichheit bedachten Welt, die sich mit Technologie wohlfühlt und durch ihre Anwendungen emanzipiert ist, relativ abstrakt. Pirici und Voinea setzen auf Versprechungen, die mit technologischer Innovation (und womöglich auch KI) verbunden sind. In einer Anspielung auf Haraway verweisen sie zwar konkret auf »die akzeptierte und enttabuisierte Möglichkeit technologischer Transformationen des menschlichen Körpers hin zu hybriden Formen wie dem Cyborg« (Pirici/Voinea 2015; Übersetzung d. Vf.). Aber in ihrem breit angelegten Aufruf zu einer »radikalen Veränderung der Politik und des sozioökonomischen Weltsystems« bezeichnen sie Technologie doch vage als ein »Kulturgut«, das »zusammen mit dem Rest der Kultur [...] öffentlich, frei und kostenlos zugänglich gemacht werden muss, um der Emanzipation der Menschheit zu dienen, ohne alles andere um sie herum zu zerstören« (Pirici/Voinea 2015; Übersetzung d. Vf.).

In Passagen, in denen die Autor*innen nicht unbescheiden »eine zukünftige Ökologie für die planetarische Gesamtheit« (Pirici/Voinea 2015; Übersetzung d. Vf.) entwerfen, schrecken sie vor einem umfassenden Zukunftsentwurf nicht zurück. Dies mag zunächst als erwartbare Genrekonvention von Manifesten erscheinen. Was jedoch innovativ wirkt, die ungehemmte Vorstellungskraft von einer kommenden Welt, greift paradoxerweise auf Vorstellungen des Universalismus der Aufklärung zurück. In dieser Welt können einzelne Subjekte, verschiedene partikuläre Gruppen und politische Bewegungen ihre divergierenden Ziele überwinden und disparate Kämpfe auf gemeinsamer Basis in geselliger Koexistenz austragen:

In order to achieve a truly pluralistic society where possibilities can be enacted, we support the universalism of basic human rights as a common ground for a broader, inter-species and inter-objective politics of inclusion and true respect for difference. (Pirici/Voinea 2015)

Das Manifest schließt mit der Forderung, dass »die Schönheit der Welt von einer neuen Schönheit bereichert werden muss: der Schönheit der Liebenswürdigkeit« (Pirici/Voinea 2015; Übersetzung d. Vf.). Diese Güte ist umfassender als die Liebenswürdigkeit des cybertwee-Kollektivs. Pirici und Voinea, die jeglicher Antagonismen überdrüssig scheinen, geben sich zuversichtlich, dass ein abstraktes Miteinander die Voraussetzung dafür ist, »ein Gefühl der Einheit über unsere scheinbar unvereinbaren Geschichten hinweg hervorzurufen« (Pirici/Voinea 2015; Übersetzung d. Vf.). Während einige Leser*innen des Manifests dies als naive, wenn nicht gar problematische Wiederaufnahme eurozentrischer aufklärerischer Konzepte betrachten könnten, die aus feministischen, dekolonialen und antirassistischen Perspektiven kritisch als parteiisch und unterdrückerisch eingestuft worden sind, mögen andere dies als erfrischend kühne und notwendige emanzipatorische, techno-feministische Neuformulierung von Idealen der Gleichheit und Freiheit begrüßen.

The Xenofeminist Manifesto: A Politics of Alienation

Im Gegensatz zu Pirici und Voinea, die sich auf eine Vorstellung von Natur einschließlich ihrer sozial-ökologischen und technologischen Dimensionen beziehen, auch wenn sie eine Rückkehr zu »einer Art Naturzustand, den es im Grunde nie wirklich gab« (Kunsthall Trondheim 2017: 27:28-27:34; Übersetzung d. Vf.) kritisch sehen, lehnen Laboria Cuboniks in *The Xenofeminist Manifesto* jeglichen Fingerzeig in Richtung Natur vollständig ab. Auf diese Weise weist das xenofeministische Autor*innenkollektiv jede Rechtfertigung zurück, die auf der Annahme einer unveränderlichen Gesellschaftsordnung fußt:

To tilt the fulcrum [between norm and fact, between freedom and compulsion] in the direction of nature is a defensive concession at best, and a retreat from what makes trans and queer politics more than just a lobby: that it is an arduous assertion of freedom against an order that seemed immutable. (Laboria Cuboniks 2018: 45)

Die sechs Autor*innen des *Xenofeminist Manifesto*, das 2015 erstmals online veröffentlicht wurde, sprechen stattdessen mit Nachdruck aus der Position einer Gegenwart, in der »Abstraktion, Virtualität und Komplexität [...] untrennbar in unsere täglichen Leben verwickelt [sind]« (Laboria Cuboniks 2015b). Der Xenofeminismus (abgekürzt XF) »begrift [...] die Entfremdung als erzeugenden Anstoß« (ebd.), um neue Welten zu erschaffen. Der Neologismus, der dem Manifest seinen Namen gibt, unterstreicht auch, dass die Autor*innen Altes überwinden wollen

und Neues fordern. Sie begreifen Entfremdung als Mittel der Denaturalisierung und Überwindung ungerechter gesellschaftlicher Verhältnisse – als Mittel der Infragestellung dessen, was als vermeintlich stabil legitimiert worden sei.

Wie die Autor*innen des *Manifesto for the Gynecene* sprechen auch sie für unterschiedliche Subjektpositionen und Gruppen:

Die Queers und die Trans*-Menschen unter uns, sowie jene, die aufgrund von Schwangerschaft oder Pflichten in Verbindung mit dem Großziehen von Kindern diskriminiert worden sind, (von der Gesellschaft) behinderte Menschen und alle, die angesichts der herrschenden biologischen Normen für ›unnatürlich‹ gehalten werden. (ebd.)

Wie der Text von Pirici und Voinea bringt also auch das *Xenofeminist Manifesto* ein breites Spektrum konvergierender Perspektiven und Positionen in den Blick, indem es unterschiedliche, in sich diverse Gruppen zueinander in Beziehung setzt und sie als Adressat*innen und Akteur*innen des Xenofeminismus zentriert: »Dass die technowissenschaftliche Innovation durch ein andauerndes Programm der kollektiven, epistemologischen und politischen Entwicklung bedingt sein muss, in der Frauen, queere Menschen und die Geschlechtsunkonformen eine unersetzliche Rolle spielen, erklären wir zur grundlegenden Notwendigkeit« (ebd.). In diesem emanzipatorischen Projekt wird der rationalen Wissenschaft und Technologie das Potenzial zugeschrieben, »eine Gesellschaft zu erschaffen, in der Eigenschaften, die derzeit unter der Rubrik Geschlecht versammelt werden, nicht länger als Raster für die asymmetrische Wirkweise von Macht dienen« (ebd.). Zur Aufgabe des Xenofeminismus heißt es in der englischen Version:

[T]he ultimate task lies in engineering technologies to combat unequal access to reproductive and pharmacological tools, environmental cataclysm, economic instability, as well as dangerous forms of unpaid/underpaid labour. (Laboria Cuboniks 2018: 19)

Wie Pirici und Voinea vertritt auch das xenofeministische Kollektiv universalistische Ansprüche, indem es einen Feminismus »von nie da gewesener Gerissenheit, Dimension und Vision« fordert: »Wir wünschen uns eine Zukunft, in der die Verwirklichung von Geschlechtergerechtigkeit und feministischer Emanzipation ein universeller Zustand ist, der sich aus den Bedürfnissen aller Menschen zusammenfügt, unabhängig von Rassifizierung, Befähigung, ökonomischem Stand oder geographischem Ort« (Laboria Cuboniks 2015b). Dieser universelle Anspruch auf eine emanzipatorische Politik des Sozialen gilt auch für die formulierten Ziele der Technowissenschaften: »In unserer Öffnung zur Freiheit, unserer Erweiterung unseres Geschlechts und des Menschlichen, haben wir entschieden, unser Schicksal mit der TechnoWissenschaft zu teilen, für die nichts so heilig ist, dass es nicht technisch umgestaltet und verändert werden könnte« (ebd.). Wohl wissend, dass es Einwände

gegen den universalistischen Anspruch ihres Projekts geben kann, nehmen die Manifestor*innen Kritik an ihrer weitreichenden Politik vorweg, indem sie den Universalismus zugleich partikularisieren: »Diese nicht absolute, generische Universalität muss sich der vereinfachten Tendenz verwehren, mit aufgeblähten, unmarkierten Spezifika zu verschmelzen – wie im eurozentrischen Universalismus [–], in denen das Männliche als geschlechtslos missverstanden wird, *Weißsein* als unrassifiziert, Cis-Geschlechtlichkeit als echt« (ebd.). Stattdessen fordern sie eine fundamentale »Neugestaltung des Universellen [...] als intersektional«, um das Universelle so »zu handhaben, [...] dass es ein möglichst griffbares Werkzeug für viele politische Körper werden kann«; an anderer Stelle »eine Bündnispolitik ohne die Infektion der Reinheit« (ebd.).

Wie das xenofeministische Kollektiv betont, können partielle Perspektiven und isolierte Kämpfe nicht angemessen auf globale Machtgefälle antworten, die mit allgegenwärtigen Technologien und kapitalistischen Ökonomien verbunden sind. Anstelle »von zwar bewundernswerten, jedoch nicht ausreichenden Kämpfen, die an lokal begrenzte und vereinzelte Aufstände gebunden sind«, fordern die Autor*innen »systemisches Denken und strukturelle Analyse«; es geht ihnen um nichts weniger als darum, »die Welt anders zu kalibrieren« (ebd.). Die Aufgabe, soziale Ungerechtigkeiten zu überwinden, die durch den Zugriff eines ungezügelter Kapitalismus verursacht würden, zieht die Forderung nach einer Neukodierung männlich geprägter Technologie nach sich. Entsprechend »drängen [sie] Feminist_innen dazu, sich selbst mit den Fähigkeiten auszustatten, bestehende Technologien umzunutzen und neuartige kognitive und materielle Werkzeuge im Dienste gemeinsamer Ziele zu erfinden« (ebd.).

Diese Forderung nach Umnutzung ist das Stichwort für zwei in diesem Zusammenhang besonders interessante Abschnitte (*oxoC* und *ox13*) des *Xenofeminist Manifesto*. Darin bekräftigen die Autor*innen, was man als queere Potenziale des so genannten »Cyberspace« der 1990er-Jahre bezeichnen könnte. Während sie gegenwärtigen Nutzungsweisen von Social Media kritisch gegenüberstehen, erkennen sie an, dass in den 1990er-Jahren Internetnutzer*innen noch flexibel mit zugeschriebenen Kategorien sozialer Identifizierung und Positionierung experimentierten oder sie auch ablehnten. Das Internet habe damals versprochen, »den Verengungen essentialistischer Identitätskategorien zu entkommen«, »sich den repressiven Geschlechterregimes zu widersetzen, Solidarität zwischen marginalisierten Gruppen zu erzeugen und neue Räume des Experimentierens zu erschaffen« (ebd.). Gegen frühe Praktiken im Cyberspace ließe sich zwar einwenden, so die xenofeministischen Autor*innen, dass sie eskapistische Experimente zu Ungunsten einer beharrlichen Kritik struktureller Ungleichheiten ermöglichten. Dagegen verfestigten zeitgenössische Medienpraktiken allerdings gültige Grenzziehungen von Identitäten; gegenwärtige soziale Medien seien »ein Theater der Kniefälle vor der Identität geworden« (ebd.). Dies führen die Manifestor*innen auf die zunehmende Bedeutung von Vi-

sualität in Online-Kulturen zurück: »Die Dominanz des Visuellen in heutigen Online-Oberflächen enthält Räume der Interaktion, doch das bedeutet nicht, dass cyberfeministische Empfindsamkeiten der Vergangenheit angehören« sollten, Subversion sei weiterhin möglich und nötig (ebd.). Trotz der ernüchternden Diagnose dieser Entwicklung bleiben die Autor*innen optimistisch hinsichtlich der Möglichkeiten, die Internetplattformen böten; Schlüsselwörter sind »Verbindungen, Organisation und Kompetenzbündelung«: »Die Aufgabe der kollektiven Selbstmeisterung erfordert die realitäts-wirksame [hyperstitional] Manipulierung der begehrten, marionettenhaften Herstellung von Realität durch die Nutzung semiotischer Operatoren im gesamten Bereich der hochvernetzten kulturellen Systeme« (ebd.). Im visuellen Feld geht es dabei vor allem um Rekalibrierungen und Manipulationen von »kulturellen und memetischen Mutationen« (ebd.). Hier stellt sich durchaus die Frage, ob visuelle Neukodierungen des Manifests als Instrument der kritischen Intervention ein Beispiel für eine solche Umgestaltung semiotischer Operatoren wäre – so wie das *cybertwee manifesto* das Manifest als Form feministischer Artikulation symbolisch neu kalibriert. Die Vorliebe für formale Innovation und Fantasie ist auch dem *Xenofeminist Manifesto* sowohl in der gedruckten als auch in der Online-Version anzusehen.

Es mag zwar nicht überraschen, dass Online-Plattformen feministische Aneignungsmöglichkeiten zur kritischen Intervention und politischen Mobilisierung versprechen, aber was einfallsreich am *Xenofeminist Manifesto* ist, ist die Art und Weise, wie es sich auf die Infrastruktur von Computertechnologie bezieht, um feministische Theoriebildung und Aktivismus zusammen zu denken. Dabei kommt auch KI ins Spiel, insbesondere wenn die Manifestor*innen darauf verweisen, dass Open-Source-Software im Dienst der KI eingesetzt wird. So könne Xenofeminismus, wie Open-Source-Software im Dienst der KI, zur feministischen Emanzipation beitragen, indem er auf verschiedene dringende feministische Forderungen reagiere und sich an sie anpasse: »Xenofeminismus will eine veränderliche Architektur sein, die – wie Open-Source-Software – für fortwährende Modifizierung und Verbesserung offen bleibt, die dem steuernden Impuls einer militanten ethischen Vernunft folgt« (ebd.).

Das Potenzial dieses Grundsatzes – und ich meine, es lässt sich als queeres Potenzial bezeichnen – liegt in der Verbindung von materiellen und nicht-materiellen, infrastrukturellen und diskursiven Sphären. Innovativ hierbei ist, dass die Verfasser*innen abstrakte Funktionsweisen von KI und spezifische Aufgaben politischen Handelns, einschließlich queerer und feministischer Theoriebildung, im Tandem denken. Mit Open-Source-Software als Metapher binden sie KI selbst in den Bereich emanzipatorischer Theorie und Politik ein. So rufen die Verfasser*innen aus: »Wir sollten nicht zögern, von unseren Feinden zu lernen, und Wege zu suchen, in die Geometrie der von diesen Plattformen gewährten Freiheiten Ordnung zu säen – aber eine gleichberechtigte und gerechte Ordnung« (ebd.).

Entsprechend beziehen Xenofeminist*innen KI auf ihre Ziele. Die Behauptung, »dass es nichts gibt, das nicht naturwissenschaftlich erforscht und technologisch verändert werden kann«, wollen sie mit einer »Politik der aktiven biotechnischen und hormonellen Interventionen« verbinden, einschließlich des Zugangs zu Reproduktionstechnologien durch »telemedizinische[...] Grassroot-Abtreibungskliniken« und »frei zugängliche und offen gestaltete Medizin« für die »Verteilung von Hormonen« auf »geschlechter-hacktivistischen Foren« – ein Verweis auf Paul B. Preciado's *Testo Junkie* ist hier offensichtlich, wird aber von den Autor*innen nicht näher expliziert (ebd.). Wie sich der Austausch von hochspezialisiertem medizinischem Wissen auf Internetforen tatsächlich körperlich auswirken kann, wie die Grenzen zwischen digitaler und physischer Sphäre überwunden werden können, bleibt angesichts der »unausgereiften Versprechen«, die die Verfasser*innen vor sich liegen sehen, jedoch offen (ebd.).

Glitch Feminism: A Manifesto

Das vierte hier relevante Manifest, *Glitch Feminism: A Manifesto*, basiert auf der Annahme, dass maschinelle Fehler – wenn Maschinen nicht funktionieren – ein Bewusstsein für die Grenzen zwischen physischer und digitaler Welt schaffen und diese verwischen. Die digitale Störung dient hier als Metapher einer queeren und feministischen Kritik. Als plötzliche und in der Regel vorübergehende Fehlfunktion einer Maschine schärft Glitch (von jiddisch »gletschn« für »rutschen, gleiten, ausrutschen« und deutsch »glitschen« für »ausrutschen«) das Bewusstsein für den Raum zwischen dem Digitalen und dem Physischen (Russell 2021: 33). Im Glitchen zeigt sich ein Potenzial des Scheiterns, das auch für nicht-normative Formen der Verkörperung, die in kein vorgegebenes Geschlechtersystem passen, relevant ist. Technische Pannen erlangen metaphorische Bedeutung. Sie können unterdrückerische Hierarchien entlarven, die durch binäre Unterscheidungen wie männlich|weiblich, weiß|Schwarz, heterosexuell|queer, behindert|nicht-behindert und cis|trans hervorgerufen werden. Der Glitch-Feminismus steht für die Weigerung, solche Unterscheidungen zu akzeptieren:

Within glitch feminism, glitch is celebrated as a vehicle of refusal, a strategy of nonperformance. The glitch aims to make abstract again that which has been forced into an uncomfortable and ill-defined material: the body. (Russell 2020: 8)

Es geht Russell im – und mit dem – Manifest also um eine radikale Entmaterialisierung des Körpers, um die Betonung, Kritik und Überwindung sozialer Auswirkungen auf Körper, die kulturell entlang eines binären Codes konstruiert werden (nicht unähnlich dem des computergestützten Zwei-Symbol-Codierungssystems). Wie konzeptualisiert Russell die Praxis einer solchen Entmaterialisierung? »Um uns zu entmaterialisieren – und wieder abstrakt zu werden – und den Einschränkungen des Körpers zu entfliehen, müssen wir anderen Realitäten Platz verschaffen« (2021:

42). Das sind Realitäten, die Russell weder in einer Online- noch in einer Offline-Welt angesiedelt sieht – letztere nennt sie ›AFK‹, d.h. »[a]way from the keyboard« (2020: 5) –, sondern in einer Welt, die eine Online-Offline-Unterscheidung gar nicht erst kennt. Die Grundannahme ist dabei, dass es keine körperliche Existenz jenseits von Maschinen gibt, weil »die Maschine Material ist, mit dem wir unsere körperlichen Erfahrungen verarbeiten. Womit im eigentlichen Sinne Körper, die durch den digitalen Raum surfen, sowohl errechnete als auch aus Fleisch sind« (Russell 2021: 64). Die Verortung solcher »geglitchten Körper« (ebd.: 81) in einer Zwischen-Online-Offline-Sphäre erlaubt es ihnen, »sich einer normativen Programmierung« zu widersetzen (ebd.: 79). Sie können sich fortwährend neu erfinden. Das Glitchen erzeugt »Einrisse zwischen dem *Wiedererkannten*, verstärkt sich an diesen Rissen und dehnt sie zu fantastischen Möglichkeitsszenarien aus« (ebd.: 32; H.i.O.). Dazu gehört, »sich innerhalb des digitalen Materials und des elektrischen *black mirror*, der es überträgt, wiederzuerkennen« (ebd.: 31; H.i.O.). Glitch-Körper können sich herkömmlich intelligiblen Subjektivitäten verweigern und neue schmieden auf einem »geweihten Grund, wo unsere digitalen Avatare und AFK-Selbste sich in einem ewigen Kuss aufheben« (ebd.: 31f.). Daraus folgt ein Versprechen: »Es ist eine befreiende Aufgabe, das digitale Imaginäre als Gelegenheit, Baustelle und Baustoff zu benutzen. So ermächtigen wir uns« (ebd.: 32). An anderer Stelle wird der Ton des Manifests noch eindringlicher: »Den ›Code‹ von Gender zu hacken [McKenzie Warks *Hacker Manifesto* klingt hier an; vgl. auch *The Xenofeminist Manifesto*], Binaritäten zum Verschwimmen zu bringen, das ist unser oberstes Ziel, als revolutionärer Katalysator« (ebd.: 30). Dringend geboten sei, »das Scheitern als generative Kraft hochleben zu lassen, eine neue Art, die Welt in Angriff zu nehmen« (ebd.: 34).

Wenn sich Glitch-Körper einer binären Geschlechterordnung verweigern, so entsagen sie auch einer reduktionistischen Zurichtung von Körpern einzig durch Geschlechter-Binaritäten. Das Manifest setzt sich für People of Color und trans Menschen ein und spricht für sie, für »unsere multiplen und vielfältigen Selbste« (ebd.: 39). Es partikularisiert die universalisierte Subjektposition des *weißen* Cyberfeminismus und universalisiert zugleich die Position komplex markierter Subjekte und Körper. Mit Verweis auf die Kritik Schwarzer Feministinnen am *weißen* Feminismus Mitte des 19. Jahrhunderts und auf Queer of Color-Kritik am intersektionalen Schwarzen Feminismus fordert der Glitch-Feminismus »zur Anerkennung von Menschlichkeit auf, und zu einer Zukunft, die Körper feiert: Körper of Color; Körper, die sich als femme identifizieren; Körper, die sich das Dazwischen und Darüberhinaus zu eigen machen – all das ist aktiver Widerstand, strategisches Verwischen von Binarität« (ebd.). Damit befindet sich der Text an der Schnittstelle einer weiteren Unterscheidung, nämlich der zwischen politischem Aktivismus und antikategorialer Epistemologie. Es wäre noch angemessener zu sagen, dass der Glitch-Feminismus auch diese Unterscheidung zu überwinden versucht.

Den Anspruch des Glitch-Feminismus auf Neuheit, seine disruptive Haltung, verortet Russell primär in künstlerischen Handlungen. Das Dazwischen, das ›glitched bodies‹ bewohnen, wird zum idealen Ort für digitale künstlerische Praktiken, und diese Praktiken werden wiederum zu idealen Orten des Glitschens:

The passage of glitched bodies between the Internet underground and an AFK arena activates the production of new visual culture, a sort of bionic patois fluent to the digital native. Suspended between on- and offline, eternally traversing this loop, digital natives steeped in a reality shaped by the New Aesthetic remain devoid of a homeland. (Russell 2020: 45)

Diese Nicht-Fixiertheit, diese »Digitale Diaspora« (Russell 2021: 47) birgt ein Potenzial, das es auszunutzen gelte. Denn Russell geht davon aus, dass »Körper in dieser Ära visueller Kultur keinen Bestimmungsort haben, sondern vielmehr eine verteilte Lebensart annehmen, indem sie flüssig viele Seinsweisen bewohnen und viele Orte« (ebd.: 47). Wo Laboria Cuboniks in der Visualität von Online-Kulturen Gefahren für die Festschreibung von Identitäten wittern, sieht Russell in den visuellen Möglichkeiten sozialer Medien revolutionäres Potenzial.

Rhetorisch ist der Glitch-Feminismus religiös geprägt: Er appelliert an die »kosmische Reichweite, in der persönliche wie kollektive Dispersion in Richtung endloser Ausdehnung zu einer freiwilligen Abstraktion wird« (ebd.: 47f.). Diese räumliche Streuung im Gleiten zwischen dem Physischen und dem Digitalen hat eine zeitliche Dimension des »Werdens« (ebd.: 65; H.i.O.):

In becoming, we shapeshift, deepen, evolve, as we leave the edifice of a gendered architecture. Thus, our movement – our ability to ghost on the idea of the body, moving away from it – is a key component of becoming. (Russell 2020: 68)

In diesem Prozess versteht Russell Geschlecht selbst metaphorisch als »Architektur« (2021: 65), »Algorithmus« oder »Maschine« (ebd.: 106). Es geht darum, die Sackgasse einer vergeschlechtlichten Architektur zu verlassen, den vergeschlechtlichten Algorithmus versagen zu sehen und Glitch als einen Virus zu begreifen, der normative Maschinerien zum Scheitern bringt: »Glitch-als-Virus zeigt uns ein scharfes Bild von Zerfall, eine Nicht-Performanz, die uns in die Richtung eines wilden Unbekannten führt. Hier gehen wir auf« (ebd.: 106). Russell bezieht sich hier implizit auf Jack Halberstams Arbeit zu Queerness als Wildheit.

Auch wenn die zahlreichen Künstler*innen und künstlerischen Positionen, mit denen Russell sich auseinandersetzt, hier nicht näher vorgestellt werden: Kunst ist die entscheidende Referenz des Manifests. Es ist entsprechend ein gesellschaftspolitisches und kulturtheoretisches ebenso wie ein künstlerisches Manifest, wenn solche Unterscheidungen überhaupt getroffen werden können und sollten. Die *New York Times* kürte es zu einem der ›Best Art Books of 2020‹ und begründete diese Wahl wie folgt:

Grounded in theory (from [É]douard Glissant to Donna Haraway) but a fast, percussive read, her text is also a guide to the growing field of art practices – notably driven by Black and queer creators – that dissolve the boundary between ›internet art‹ and physical performance, activism and community-building. (Smith et al. 2020)

Wie im *cybertwee manifesto* und dem *Xenofeminist Manifesto* findet auch in *Glitch Feminism: A Manifesto* der innovative Inhalt seinen formalen Ausdruck in einem kreativen Layout, das die textbasierten Formalisierungen vieler Manifeste überwindet und visuell übersteigert. Die revolutionäre Rhetorik, in der die Befreiungsversprechen der Manifeste auf unterschiedliche Weise artikuliert werden, findet so eine Entsprechung in den visuellen Darstellungsweisen queerer Technologie in den Büchern. Durch die Verknüpfung von geschriebenem Text mit verschiedenen Abbildungen visuell-künstlerischer Bilder, die eine Befreiung von der Unterdrückung durch Binarismen versprechen, setzt insbesondere Russells Buch seinen dekonstruktiven, queereren Anspruch konzeptioneller Innovation auch visuell um.

1.2. Kritische Ansprüche

Welche Ansprüche an Kritik erheben diese Manifeste und inwiefern kann der Begriff queer hier zu einer Einordnung beitragen? Ausgehend von der Bedeutung von queer, die Siobhan B. Somerville diskutiert, können wir zwischen zwei Konzeptualisierungen unterscheiden, die in verschiedene, wenn nicht widersprüchliche Richtungen weisen:

In one use of the word, queer works as an umbrella term for a range of sexual and gender identities that are not ›straight,‹ or at least not normative. In a second sense, queer functions more as a verb than a noun, signaling a critical stance [...] that is [...] more interested in understanding the production of normativity and its queer companion, nonnormativity, than in delineating any particular population. (Somerville 2020: 2)

Das *cybertwee manifesto* kann als queer im Sinne von Somervilles erster Bedeutung betrachtet werden, da es eine feminisierte Welt der Süße heraufbeschwört, mit der sich die Manifestor*innen, die diese Welt bewohnen, und das Publikum, dem sie eine verlockende Fluchtmöglichkeit bietet, identifizieren können. Indem es dazu einlädt, sich mit dem weiblichen cybertwee-Code zu identifizieren, kann das Manifest in der Tat als homosozial feminin, vielleicht sogar als queer angesehen werden. Indem es jedoch auf eine implizite binäre Codierung von männlich und weiblich zurückgreift, erzeugt es seine eigene Normativität. Oder deutet der spielerische Ton des Manifests vielmehr auf eine augenzwinkernde, skeptische Entlarvung Gendercodierter Normativität hin, die es selbst hervorruft? Lisa Yaszek hat kürzlich das kri-

tische Potenzial der Projekte des cybertwee-Kollektivs hervorgehoben, insbesondere des Dark Web Bake Sale aus dem Jahr 2015,

which aimed to domesticate the dark web – a space notorious for both cybercrime and rampant racism and sexism – by providing volunteers with \$15 of bitcoin and instructions on how to spend it on cupcakes the collective sold online. (Yaszek 2020: 39)

Die Mitglieder des Künstlerkollektivs »schlagen also vor, dass Frauen und andere marginalisierte Menschen das Internet zurückerobern könnten, indem sie Taktiken anwenden, die historisch als ›süß‹ oder ›femme‹ abgewertet wurden« (Yaszek 2020: 39; Übersetzung d. Vf.). Sie feiern das, was die Autor*innen von Laboria Cuboniks auch als »einen Feminismus, der sich mit Computern wohlfühlt« (2015b) bezeichnen. In vergleichbarer Weise skizzieren Pirici und Voinea eine ideale, nicht-normative queere Zukunft, wenn sie für eine Bewegung in Richtung eines »weiblichen Prinzips« plädieren, das ausgerichtet ist »auf Konstruktion, Pflege und emanzipatorische Erkundung statt auf Zerstörung« (2015; Übersetzung d. Vf.).

Die explizit normativitätskritische, zweite Bedeutung von queer, die auf eine Ablehnung von »bestehenden Identitätskategorien« (Somerville 2020: 2; Übersetzung d. Vf.) verweist, findet ihren Widerhall in der universalistischen Rhetorik sowohl des *Manifesto for the Gynecene* als auch des *Xenofeminist Manifesto*. Paradoxiertweise versuchen Pirici und Voinea parochiale Identitätspolitik gerade dadurch zu überwinden, dass spezifisch benannte demographische Gruppen (›Frauen, Queers, Arme und Entrechtete‹) gemeinsam auf die Verwirklichung abstrakter universalistischer Ideale wie Freiheit und Gleichheit hinarbeiten, um sich »gegen eine expansive und vernetzte Politik der Ausgrenzung, der kapitalistischen Ausbeutung, des religiösen Fundamentalismus, des Rassismus, des Sexismus und des brutalen Anthropozentrismus zu stellen« (2015; Übersetzung d. Vf.).

Die Autor*innen des *Xenofeminist Manifesto* richten ihren eigenen universalistischen Willen zur Zerrüttung auf vergleichbare antagonistische Ziele, wenn sie anstreben, »das rassistische, kapitalistische Patriarchat mit einem Meer der Verfahren zu überschwemmen, die seine Schale aufweichen und seine Verteidigungspositionen auflösen, um dann aus den Resten eine neue Welt zu bauen« (Laboria Cuboniks 2015b). Wenn sich die Xenofeminist*innen wenig überraschend auf »die zum Scheitern verurteilte Figur der Kernfamilie« und die Idee unveränderlicher natürlicher Gegebenheiten beziehen, stimmen sie überein mit Somervilles Verweis auf queer als Projekt, das die Herstellung von Normativität kritisch betrachtet (2020: 2). Ein gleichsam kritisches Verständnis haben sie auch (selbst-)reflexiv von linker »politische[r] Trägheit«, »internen Querelen und kleinlichem Moralismus«, die den Einsatz von techno-affirmativen Strategien der queeren und feministischen Selbstermächtigung ersticken würden (Laboria Cuboniks 2015b).

In ihrem Aufruf, »konspirativ daran [zu] arbeiten, den binären Code zu hacken«, ist Russell expliziter queer in einem nicht-normativen Sinne als die anderen Manifestor*innen (2021: 140). Russell erkennt diesen Code sowohl in Technologie als auch in sozioökonomischen Ordnungen wie dem »Patriarchat«, »Weißsein« »Imperialismus« und »Neokolonialismus« (ebd. 25f.; Kursivierung d. Vf.). Wie Russell betont, ist die Weigerung, mit dem Code und »dem Kanon weißer cisgender Heteronormativität [...] überein[zu]stimmen[,], [...] eine Bedrohung für die sozialen Ordnung« (ebd.: 30; Kursivierung d. Vf.). Glitch-Feminismus ist auch insofern kritisch queer, als er versucht, »den digitalen Raum [...] zu dekolonisieren« (ebd. 37). Er ist damit ein Projekt, das die unhinterfragten Vorannahmen einer »weiße[n] cyberfeministischen Szene« (ebd.: 33; Kursivierung d. Vf.) unterstreicht und auf diese Weise einen weiß codierten Cyberfeminismus partikularisiert und kritisch diversifiziert.

2. Eine Position der Wiederholung

Diese Texte, die sich mit einem kritisch-queeren Potenzial von Technologie auseinandersetzen, sind Teil einer auffallend großen Zahl von Manifesten, die in den letzten Jahren erschienen sind. Dazu gehören, um hier nur einige zu nennen: *Feminism for the 99 %: A Manifesto* von Cinzia Arruzza, Tithi Bhattacharya und Nancy Fraser (2019), Julia Lanes *Democratizing Our Data: A Manifesto* (2020), Cynthia Cruz' *The Melancholia of Class: A Manifesto for the Working Class* (2021) sowie *Planet on Fire: A Manifesto for the Age of Environmental Breakdown* von Mathew Lawrence und Laurie Laybourn-Langton (2021). Zwölf Jahre nach der Veröffentlichung von McKenzie Warks *Hacker Manifesto* (2004) veröffentlichte Wark 2016 ein weiteres Manifest, das *RetroDada Manifesto*. Zusammen bilden diese Texte ein Bündel hegemoniekritischer, thematisch vielfältiger Texte, in denen sich das äußerst dynamische Ringen ihrer Autor*innen um einen grundlegenden gesellschaftlichen Wandel manifestiert.³ Sogar Selbsthilfebücher wie Lidia Yuknavitchs *Misfit's Manifesto* (2017) tragen das Etikett »Manifest« im Titel. Gemeinsam ist diesen Publikationen der Gestus der Dringlichkeit; sie drücken ein drängendes Bedürfnis nach Veränderung aus und formulieren transformative Forderungen. Die Genrebezeichnung »Manifest« unterstreicht dies deutlich.

Der gegenwärtige Manifesto-Boom verweist aber auch auf sich fortwährend wiederholende Handlungen, die aus Schriftsteller*innen Manifestor*innen machen. Diese Praxis greift auf eine zuverlässige, aber gealterte Figur der Intervention zurück. Einen Text zu schreiben und ihn als Manifest zu bezeichnen, weist den

3 Verwiesen sei an dieser Stelle auf Manifeste, die keine hegemoniekritische und demokratische Grundhaltung vertreten; siehe dazu Seltzer (1998); Arntfield/Danesi (2017). Zu den jüngsten terroristischen und weiß-codierten nationalistischen Manifesten, siehe etwa Gasser (2021) – mit Dank an Anna von Rath für den Hinweis auf den Beitrag.

Autor*innen selbst die Rolle von Wiederholungstäter*innen zu. Sie beanspruchen Sprecher*innenpositionen im größeren Korpus des Manifestschreibens und werden als Manifestor*innen erkennbar, gerade weil sie Teil der anhaltenden Publikationspraxis des Genres werden. Wenn die Manifestor*innen des cybertwee-Manifests schreiben: »Wir kuratieren unsere Süßigkeiten« (2015; Übersetzung d. Vf.), kann dies auch bedeuten, dass sie ihre Positionen als Manifestor*innen kuratieren.

Und warum werden sie überhaupt zu Manifestor*innen? Die diskursive Position von Manifestor*innen verspricht epistemische Stabilität. Das hat mit den Erwartungen zu tun, die Leser*innen an das Genre knüpfen: Wir erwarten von Manifestor*innen, dass sie einen unverhandelbaren Standpunkt einnehmen und ihn vehement, kompromisslos vertreten. Dabei ist das Manifest stark an die transtextuelle Subjektposition von Autor*innen gebunden. In Bezug auf die referentielle Ästhetik, mit der das Genre operiert, prästrukturiert und antizipiert es die Annahme, dass diejenigen, die im Text sprechen, mit den Subjekten verlinkt seien, die außerhalb des Texts existieren und für die Forderungen einstehen, die im Text erhoben werden. Referenzialität ist eine Autorisierungsstrategie des Genres.

In digitaler Kultur ist die Darstellung von Subjekten unzuverlässig; sie werden entnaturalisiert und dekonstruiert und aus einer Verankerung in einer vermeintlichen ›Realität‹ herausgerissen. Das Manifest stellt eine willkommene Abwechslung zu dieser Dekonstruktion dar. Es reagiert auf die Destabilisierung des Subjekts, indem es Autor*innen Gelegenheit zur Positionierung gibt und Leser*innen eine identifizierbare menschliche Stimme anbietet. Dabei wird wiederholt eine Grenze gezogen, die in den Manifesten verwischt werden soll: zwischen Mensch und Maschine, zwischen Subjekt und Technologie. In diesem Sinne ist das Manifest ein kompensatorisches Genre: Es etabliert stabile Manifest-Figuren, die von kollaborativen Autor*innenteams (das cybertwee-Kollektiv; Pirici und Voinea) und auch einzelnen Autor*innen (Legacy Russell) verkörpert werden. Und während Russell ihre Leser*innen einerseits dazu auffordert, »uns aufzulösen, indem wir die Grenzen, die unseren Beginn und unser Ende konturieren, [...] zum Verschwinden bringen« (2021: 65), konterkariert sie andererseits ihre eigene Forderung, die Vorstellung eines autonomen Subjekts zu überwinden, wenn sie in eindeutig identifizierbarer Weise auf sich selbst als »dier Autorni dieses kurzen Buchs« verweist (ebd.: 137).⁴ Selbst ein eher schwer identifizierbares Autor*innenkollektiv, das ein Pseudonym wie Laboria Cuboniks trägt, lässt sich auf identifizierbare Namen und Personen zurückführen: Amy Ireland, Diann Bauer, Helen Hester, Katrina Burch, Lucca Fraser und Patricia Reed (Prokopenko).

4 Zur gendersensiblen Schreibung der deutschsprachigen Übersetzung, siehe Russell 2021: 143, FN 2.

3. Eine Logik der Widersprüche

Daraus ergibt sich eine genretypische Spannung. Während die Autor*innen das Genre des Manifests nutzen, um das Neue zu postulieren und Umbrüche zu fordern, wird das Potenzial für Innovation und die Dynamik durch die Verwendung der Form selbst untergraben. Die Gründe für den gegenwärtigen Manifest-Boom liegen im gegenwärtigen historischen Moment: Seine zersplitterten und gespaltenen soziopolitischen und diskursiven Ordnungen scheinen nach kritischen Interventionen zu verlangen und die Genrekonventionen des Manifests rufen entsprechende Erwartungen an Autor*innen, Verleger*innen und Leser*innen hervor. Gründe für die gegenwärtige Hochkonjunktur des Manifests liegen aber auch in der Marktlogik, der Publikationen unterworfen sind. Offenkundig lassen sich mit dem Verkauf von Manifesten in Buchform aktuell Gewinne an Aufmerksamkeit und Geld erzielen. Dies führt zu einer Wiederholungsperformance des Genres. Und es ist gerade das wiederholte Aufrufen der Form – im Sinne einer repetitiven Inanspruchnahme des Genrelabels, – das Einheitlichkeit schafft. Insofern ist es bemerkenswert, dass sowohl *The Xenofeminist Manifesto* als auch *Glitch Feminism: A Manifesto* in Buchform vom selben Verlag publiziert werden (und es gibt mindestens elf Titel auf dessen Backlist, die mit ›Manifest‹ auf dem Cover etikettiert sind). Worum es geht: Die Versprechungen von inhaltlicher und formaler Innovation der einzelnen Manifeste werden durch die Erwartungen konterkariert, die das Genre bei Autor*innen und Leser*innen wiederholt aufruft.

»Ich hatte die Entscheidung getroffen, es als Manifest zu bezeichnen, als eine Art Aufruf zum Handeln, als einen politischen und sozialen Rahmen«, sagt Russell in einer Diskussion im Anschluss an eine Videopräsentation ihrer Arbeit an der School of Visual Arts in New York City (School of Visual Arts 2019: 32:24–32:33; Übersetzung d. Vf.). Das Genre des Manifests als Rahmen zu begreifen, liefert einen Schlüssel zu meiner Argumentation: Gleich, wie viele verschiedene mediale Formalisierungen das *Glitch Manifesto* und andere Manifeste durchlaufen – Russells Manifest wurde 2012 zunächst digital veröffentlicht, dann in verschiedenen Medien als öffentliche Videoperformance abrufbar und nicht zuletzt in Buchform herausgebracht: Das Manifest als Genre verlangt von seinen Nutzer*innen, Grenzen und einen generischen Rahmen zu ziehen und Genreerwartungen zu erfüllen. In einer langen Kette von Akten des Schreibens und Sprechens und des Lesens und Hörens erfüllen Manifestor*innen und deren Publikum genau diejenigen Erwartungen, nach denen das Manifest verlangt. Und obwohl die Autor*innen von Manifesten Genrekonventionen aktualisieren und neu ausgestalten, tauchen sie auch in eine Tradition des Manifestschreibens ein, verfestigen dadurch ihre Autor*innenposition und stabilisieren so das Genre selbst. Diese widersprüchliche Logik von tradieren-der Innovation oder innovativer Tradierung lässt sich auch beobachten, wenn Laboria Cuboniks das Manifest als Form nutzen, um »Xenofeminismus als eine Platt-

form vor[zuschlagen]. Dieser Konstruktionsprozess wird somit als rastlose, iterative und kontinuierliche Neugestaltung verstanden« (2015b). Dies ist eine Praxis der Wiederholung nicht nur des Xenofeminismus, sondern auch des Manifests. Wenn die Autor*innen schreiben: »XF fordert eine konstruktive Schwingung zwischen Beschreibung und Vorschreibung, um das rekursive Potenzial zeitgenössischer Technologien auf Geschlechter, Sexualitäten und Machtungleichheiten zu mobilisieren« (2015b), dann ist dieses Oszillieren zwischen Beschreiben und Vorschreiben auch im und durch das Manifest am Werk. Und dies erinnert nicht zuletzt und einmal mehr an das *Manifest der Kommunistischen Partei* von Marx und Engels. Denn beide forderten auch nicht nur zum Handeln auf. Indem sie in ihrem Text präskriptive, analytische und deskriptive Aspekte kombinierten, oszillierten auch sie zwischen verschiedenen Handlungen und führten diese aus.

Während die feministischen und queeren Reperformances dieses »Ur-Manifests der Moderne« (Danchev 2011: 1; Übersetzung d. Vf.) offensichtlich durch thematische und formale Variationen gekennzeichnet sind, sind ihre Praktiken in der Tat repetitiv und nur bedingt innovativ. Iteration kann das disruptive Potenzial des Genres erschöpfen. Sie kann die kritischen Forderungen der feministischen und queeren Manifeste der Trivialisierung preisgeben. Es entbehrt keinesfalls der Ironie, dass die Normalisierung des Manifests – hier verstanden als Effekt seiner Aktualisierungen – parallel zu den Normalisierungsprozessen, die dem Begriff queer oft nachgesagt werden, verläuft und diese sogar katalysiert. Wenn die Manifestor*innen dies verhindern wollten, müssten sie dann völlig neue Formen finden, um Ihre Zukunftsvisionen und politischen Forderungen zum Ausdruck zu bringen? Müssten sie ihre Schriften von den Zwängen und der Geschichte eines bedeutungsschweren Genres befreien, damit ihre Programme politische Wirkung erzielen? Sicher ist: Ein Gespenst geht um in queeren und feministischen Manifesten zu Technologie und KI – das Gespenst alter weißer Männer mit Bart.

Literaturverzeichnis

- Ahmed, Sara. 2017. *A Killjoy Manifesto*. In *Living a Feminist Life*, Hg. dies. 252–68. Durham: Duke.
- Arntfield, Michael und Marcel Danesi. 2017. *Murder in Plain English: From Manifestos to Memes; Looking at Murder through the Words of Killers*. Amherst: Prometheus.
- Arruzza, Cinzia, et al. 2019. *Feminism for the 99 Percent: A Manifesto*. London: Verso.
- Cruz, Cynthia. 2021. *The Melancholia of Class: A Manifesto for the Working Class*. London: Repeater.
- Danchev, Alex (Hg.). 2011. *100 Artists' Manifestos*. London: Penguin.
- Fahs, Breanne. 2020. Einführung in Hacker/Cyborg. In *Burn It Down! Feminist Manifestos for the Revolution*, Hg. Breanne Fahs, 391. London: Verso.

- Fraser, Nancy. 2019. *The Old Is Dying and the New Cannot be Born: From Progressive Neoliberalism to Trump and Beyond*. London: Verso.
- Gasser, Lucy. 2021. On the Manifesto: Colonial Pasts and European Futures in *The Great Replacement*. In *The Minor on the Move: Doing Cosmopolitanisms*, Hg. Kylie Crane, Lucy Gasser, Sara Morais dos Santos Bruss und Anna von Rath, 81–94. Münster: edition assemblage.
- Halberstam, Jack. 2020. *Wild Things: The Disorder of Desire*. Durham: Duke.
- Haraway, Donna. 1985. A Manifesto for Cyborgs: Science, Technology, and Socialist Feminism in the 1980s. *Socialist Review* 80: 65–107.
- Haraway, Donna. 1991. A Cyborg Manifesto: Science, Technology, and Socialist-Feminism in the Late Twentieth Century. In *Simians, Cyborgs, and Women: The Reinvention of Nature*, Hg. dies., 149–181. New York: Routledge.
- Hileman, Gabriella, Violet Forest und May Waver. 2020. cybertwee manifesto. In *Burn It Down!: Feminist Manifestos for the Revolution*, Hg. Breanne Fahs, 397. London/New York: Verso.
- Junker, Carsten und Ingo H. Warnke. 2015. Marguerite Stix und die Muschel: Überlegungen zu Disziplinarität und Widersprüchlichkeit. *Quaderna* 3. Online unter: <https://quaderna.org/3/marguerite-stix-und-die-muschel-uberlegungen-zu-disziplinaritat-und-widerspruchlichkeit/>. Zugegriffen: 07.07.2022.
- Kunsthall Trondheim. 27. Februar 2017. Alexandra Pirici und Raluca Voinea: Manifesto for the Gynecene. [Vimeo], <https://vimeo.com/215333634#>. Zugegriffen: 27.01.2022.
- Laboria Cuboniks. 2015a. *The Xenofeminist Manifesto: A Politics for Alienation*. *laboriacuboniks.net*. Online unter: <https://laboriacuboniks.net/manifesto/xenofeminism-a-politics-for-alienation/>. Zugegriffen: 21.01.2022.
- Laboria Cuboniks. 2015b. *Xenofeminismus: Eine Politik für die Entfremdung*. *laboriacuboniks.net*. <https://laboriacuboniks.net/manifesto/xenofeminismus-eine-politik-fur-die-entfremdung/>. Zugegriffen: 19.06.2022.
- Laboria Cuboniks. 2018. *The Xenofeminist Manifesto: A Politics for Alienation*. London/New York: Verso.
- Lane, Julia. 2020. *Democratizing Our Data: A Manifesto*. Cambridge: MIT Press.
- Lawrence, Mathew und Laurie Laybourn-Langton. 2021. *Planet on Fire: A Manifesto for the Age of Environmental Breakdown*. London/New York: Verso.
- Lossau, Julia, Daniel Schmidt-Brücken und Ingo H. Warnke (Hg.). 2019. *Spaces of Dissension: Towards a New Perspective on Contradiction*. Wiesbaden: Springer.
- Lyon, Janet. 1999. *Manifestoes: Provocations of the Modern*. Ithaca: Cornell University Press.
- Marx, Karl und Friedrich Engels. 1848. *Manifest der Kommunistischen Partei*. London. In *Deutsches Textarchiv*. https://www.deustextarchiv.de/marx_manifestwst_1848/23. Zugegriffen: 02.10.2022.

- Monáe, Janelle. 7. Mai 2018. *Dirty Computer*. [Vimeo], <https://vimeo.com/268498567>. Zugegriffen: 28. März 2022.
- Paul, Heike. 2022. The Authority of Experience and Sisterly Affects: Feminist Manifestos, Past and Present. In *Gender Studies im Dialog: Transnationale und transdisziplinäre Perspektiven*, Hg. Anna Artwińska und Janine Schulze-Fellmann, 63–81. Bielefeld: transcript.
- Pirici, Alexandra und Raluca Voinea. 2015. *Manifesto for the Gynecene – Sketch of a New Geological Era*. *Tranzit.org*. <https://ro.tranzit.org/file/MANIFESTO-for-the-Gynecene.pdf>; <https://levart.no/gynesene-alexandra-pirici-and-raluca-voinea/?lang=en>. Zugegriffen: 21.01.2022.
- Preciado, Paul. B. 2013. *Testo Junkie: Sex, Drugs, and Biopolitics in the Pharmacopornographic Era*. New York: The Feminist Press at the City University of New York.
- Prokopenko, Lesia. 2020. Superior Forms of Corruption: Xenofeminist Ways of Building a World From Scraps. *Strelka Mag*. <https://strelkamag.com/en/article/xenofeminist-ways-of-building-a-world-from-scraps>. Zugegriffen: 28.01.2022.
- Russell, Legacy. 2012. *Digital Dualism And The Glitch Feminism Manifesto*. *Thesocietypages.org*. <https://thesocietypages.org/cyborgology/2012/12/10/digital-dualism-and-the-glitch-feminism-manifesto/>. Zugegriffen: 21.01.2022.
- Russell, Legacy. 2020. *Glitch Feminism: A Manifesto*. London: Verso.
- Russell, Legacy. 2021. *Glitch Feminismus: Ein Manifest*. Leipzig: Merve.
- School of Visual Arts. 29.08.2019. Legacy Russell: Glitch Feminism. [YouTube], <https://www.youtube.com/watch?v=DqNPgd5B3io>. Zugegriffen: 26.01.2022.
- Seltzer, Mark. 1998. *Serial Killers*. New York: Routledge.
- Smith, Roberta, Holland Cotter, Jason Farago und Siddhartha Mitter. 2020. Best Art Books of 2020. *New York Times*. 26.11.2020. <https://www.nytimes.com/2020/11/26/arts/design/best-art-books-2020.html>. Zugegriffen: 27.01.2022.
- Somerville, Siobhan B. 2020. Introduction. In *The Cambridge Companion to Queer Studies*, Hg. Siobhan B. Somerville, 1–14. Cambridge: Cambridge University Press.
- Wark, McKenzie. 2004. *A Hacker Manifesto*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Wark, McKenzie. 2016. RetroDada Manifesto. *Visual Communication Quarterly* 24(2): 98–99.
- Weeks, Kathi. 2013. The Critical Manifesto: Marx and Engels, Haraway, and Utopian Politics. *Utopian Studies* 24(2): 216–231.
- Yaszek, Lisa. 2020. Feminist Cyberpunk. In *The Routledge Companion to Cyberpunk Culture*, Hg. Anna McFarlane, Lars Schmeink und Graham Murphy, 32–40. New York: Routledge.
- Yuknavitch, Lidia. 2017. *The Misfit's Manifesto*. New York: TEDBooks.